Raimund Büdel

Der Schwärmer und die Spröde

Raimund Büdel

Der Schwärmer und die Spröde

Jugendjahre in Würzburg

J.H. Röll Verlag

Bibliographische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
Der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über:
http://dnb.ddb.de abrufbar

©2008 Verlag J.H. Röll GmbH, Dettelbach

Alle Rechte vorbehalten.
Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise,
bedürfen der Zustimmung des Verlages.
Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röll GmbH
Printed in Germany

ISBN: 978-3-89754-282-2

Teil 1
Der Kuss
Seite 7

Teil 2
Cosi fan tutte
Seite 197

Prolog

Der Autor und zugleich Held der Geschichte machte im Sommer 1956 am heutigen Siebold-Gymnasium das Abitur. Mitschüler waren u.a. Edgar Duttenhofer und Günter Severin, die späteren Chefs der grossen Kaufhäuser sowie ein späterer Bierbrauer, Gärtner, Lehrer und Postbeamter. Aus dem Kreis um seinen Vater, des Ordinarius für Geographie und späteren Rektors der Julius-Maximilians-Universität Julius Büdel waren es Kollegen-Kinder wie etwa die Brüder Schaltenbrand und später besonders Rechtsgelehrte wie die Professoren Küchenhoff, von der Heydte, Lange, Laufke und Regierungspräsident Hölzl, mit denen ein gesellschaftlicher Kontakt bestand. Dieser erweiterte sich – über den Kirchenvorstand – auf den Dekan Schwinn sowie den Kaufmann Hermann Kupsch und den stellvertretenden Vorstand der Druckmaschinenfabrik Koenig & Bauer Dr. Bolza-Schünemann und den damaligen Leiter des Amerika-Hauses Verholen. In den folgenden Münchner Studienjahren erneuerte der Autor den Kontakt zu den Kindern Heisenberg, die er aus Göttingen als Schulfreunde kannte, sowie zu Eike Hirsch („Deutsch für Besserwisser“). Seit der Tanzstunde kannte er auch Hela, die Adoptivtochter des Schriftstellers Rudolf Baumgardt („Die Rodendahls“), die ihn in Verbindung brachte mit den Künstlern Heuler, Sonnleitner und Schlotterbeck Einige Erlebnisse mit diesen Personen des „Bildungsbürgertums“ sind verknüpft mit Personen der Zeitgeschichte und haben prägend zu diesem Tagebuch-Roman beigetragen.

Teil 1

Der Kuss

Würzburg, Sonnabend, 14. Juli 1956 | Endlich ist das lang ersehnte Abitur vorbei; auch die mündliche Prüfung in Latein (bei der ich allerdings nur schwach glimmte, keineswegs leuchtete), liegt hinter mir. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, der vor allem durch die jetzt errungene Fülle an Zeit den schon lange gehegten Versuch eines Tagebuchs möglich werden lässt. Es ist in erster Linie und ausschließlich für mich bestimmt, wenigstens will ich mir das einreden, um wahrheitsgetreu und ohne jede Beschönigung berichten zu können, nicht als „Dichtung und Wahrheit" in eine gefällige oder aufregende Form gebracht. Ich will mein wahres Leben abbilden; zum einen, um beim Niederschreiben über manche Erlebnisse Klarheit zu gewinnen, die sonst nur in einem dumpfen Nebel des Empfindens stecken, dann aber auch als Erinnerung und vielleicht mahnende Belehrung für die Zukunft.

Die letzten Wochen vor der großen Prüfung gingen mit quälenden Vorbereitungen verloren. Jeder einzelnen Stunde traure ich noch nach, die bis dahin in neun langen Jahren unnütz vertrödelt wurde. Dann aber kam, noch vor dem Abitur, das eigentlich nur der letzte Anstieg auf den Gipfel der Freiheit war, eine kleine winzige Atempause: mein Geburtstag am Samstag, dem 16. Juni.

Nur Tony – für die ich seit der Tanzstunde schwärme – war zum Kaffee eingeladen, übrigens eines der ersten Male, dass sie allein zu mir kam (das andere Mal besuchte sie mich nach meiner Kopfverletzung und musste sich dabei einen ziemlichen Stoß geben). Sie allein durfte meine Geschenke bewundern. Vor allem natürlich die „Handorakel" des Gracian, eine antiquarische Ausgabe, von den Hirschen; daneben „Spectaculum" mit Frisch, Eliot, Brecht und Shaw und belehrende Literatur von den Eltern. Tony benahm sich ganz großartig als Dame, fast ein wenig zu korrekt, aber das ist sie ja in der Öffentlichkeit immer; nie würde sie sich gehen lassen, selbst, wenn wir ganz allein sind, wahrt sie ihre mädchenhafte Scheu. Beim Federballspiel allerdings stellte sie sich recht kindlich an, vielleicht, um mir – der ich das Spiel schon seit dem Vormittag kannte – ein wenig zu schmeicheln.

Berauschend aber war der Abend beim Mozartfest in der Residenz. Ich stand schon mit Mutti auf dem oberen Wandelgang des Treppenhauses, als sie mit leichten, zurückhaltenden und zugleich schwebenden Schritten in einem hauchfeinen, zart gefältelten bläulichen Kleid, eine hellrote Rose im zurückgesteckten schwarzen Haar, langsam heraufstieg. Ich glaubte, jeder müsse sich nach dieser kostbaren Rokokofigur umsehen, so sehr stach sie von allen

anderen ab. Jetzt störte es mich nicht mehr, dass wir nur im „Weißen Saal“ saßen und so die Bewegung des Orchesters nicht verfolgen konnten, denn ihr machte es Vergnügen, und ich hätte auch ohne einen Ton stundenlang neben ihr sitzen können. So aber war die Musik nur kostbares Rankenwerk, das uns einhüllte und die Gedanken traumhaft zusammenführte. Nachher wurde Mutti von Schünemanns nach Hause gebracht, obwohl sie, weil er bei Koenig & Bauer Direktor ist, in Veitshöchheim wohnen. Diese liebevolle Geste erleichterte mich, denn sie schenkte mir den gemeinsamen Heimweg mit Tony. Das ist das wunderbare an ihr: Sie hat ein unglaublich feinfühliges Gemüt und ist ständig bedacht, Schönheit oder Harmonie nicht zu stören, und zwar ohne jeden intellektuellen Snobismus, sondern einfach aus angeborener Grazie.

Mit Freude übergehe ich die folgenden Prüfungstage mit ihren Aufregungen, vor allem den Augenblick der ungeheuren Angst, als ich in Geometrie völlig „festsaß“ und das Gespenst eines weiteren Zwangsjahres ganz dicht vor mir stand, denn Latein war nicht zu retten. Dann jedoch begann, wie wenn man nach stundenlangem Ausharren unter Wasser endlich an die Oberfläche gelangt, am Samstag das große Aufatmen, ein allgemeines Freudenfest, bei dem ein hoffentlich bestandenes Abitur, der nachträgliche 18. Geburtstag – in der Ostzone wäre ich schon volljährig – und Beginn des Erwachsenseins gemeinsam gefeiert wurden. Eingeladen waren wie immer der Rest unserer alten Theatergruppe: Jutta und Mette, die ich vom Reichling-Chor kannte, René, Gerd und Joachim, der seine Neuerwerbung Ulli mitbrachte; dazu die früheren Klassenkameraden Kurt und Werner, schließlich Christine Lange (die einzige, die als „Professoren-Tochter“ von allen Eheaspirantinnen meiner Eltern noch übrig geblieben war). Sie war noch vollkommen mädchenhaft, ohne den geringsten Gedanken, Dame spielen zu müssen. Als sie hörte, dass ich Geburtstag feierte, war sie ganz bestürzt, weil sie ein Geschenk vergessen hatte; sie begnügte sich nicht damit, sich ausführlich zu entschuldigen, nein, am nächsten Abend kam sie ganz klein und schüchtern noch einmal zu mir und überreichte mir mit einem entzückenden Knicks eine Schachtel Konfekt.

Ich gebe an sich ungern Tanzereien. Mir ist es viel lieber, wenn ich eingeladen werde und nicht die Verantwortung für das Gelingen eines Festes übernehmen muss. Aber hier halfen alle derart liebenswürdig mit, dass ich mich bald selber als Gast fühlte. Es war eine anheimelnd laue Nacht, die

erste nach einer Reihe verregneter Wochen; die Tür zur Terrasse stand offen, und ab und zu huschten einzelne Pärchen aus dem dämmrigen Licht der durch eine Schiebetür verbundenen Zimmer in die wohlige Geborgenheit des Gartens. Auch Tony zog sich den Mantel über und machte mit mir einen kleinen Spaziergang zur Keesburg hinauf. In der letzten Zeit hatte sie, die sonst so Spröde und Zurückhaltende, doch ein wenig Vertrauen gezeigt, und ich hätte sie gern geküsst. Aber sie weiß immer, im entscheidenden Augenblick ihr Köpfchen an klein wenig zur Seite zu neigen und mein Stolz, sie nicht zu drängen, und die behutsame Furcht, eine wunderschöne Stimmung zu zerreißen, halten mich immer wieder zurück. So bleibt es bei dem zarten Unterhaken, wobei jedes Mal ich anfangen muss; nie würde sie ihre Hand in meinen Arm legen. Ich möchte gerne wissen, wie Joachim es macht. Er ist ja schon seit dem Medizinerball in Ulli verschossen, aber wegen des nahenden Abiturs wusste er sich derart zurückzuhalten, dass ich oft glaubte, er habe jede Absicht aufgegeben. Ja selbst, wenn ich fragte, gab er nie das Geringste zu, und da er sonst von einer so treuherzigen Aufrichtigkeit ist, ließ ich mich täuschen. An diesem Abend aber hatten sich die beiden fast ohne Worte gefunden; lange saßen sie still auf der Bank im Hintergrund des Gartens, und als wir schon um zwölf Uhr aufbrechen mussten (die Eltern konnten unmöglich die ganze Nacht wach bleiben), da begleitete er sie noch auf größten Umwegen am Main entlang und kam erst gegen fünf Uhr nachhause, wo sein Bruder, der einen wesentlich kürzeren Weg gehabt hatte, unglücklicherweise ohne Schlüssel bitterböse auf ihn wartete. Ich dagegen brachte Tony ganz schnell nach Hause. Doch im Augenblick ficht mich nichts an: ich bin mal wieder in Tony verliebt, restlos. Das klingt ziemlich naiv, aber es gibt in der Tat Zeiten, da ich sie wirklich stehen lassen möchte, weil sie so verschlossen ist und sich auch nach langer Bekanntschaft so wenig öffnen will. Doch dann kommt wieder ein Abend, an dem sie so reizend aussieht und sich so zart beim Tanzen an mich schmiegt, dass ich fühle, sie muss mich gern haben. Als Mädchen kann sie es wohl nicht sagen, vielleicht bin ich auch zu dumm dazu und merke nicht, wie sehr sie nach einer sanften Umarmung oder einem Kuss verlangt und wie sie es fast aufgibt, mit leisen Winken meine Zurückhaltung aufzulockern. Wie hat es mich gefreut, dass sie sich am Montag beim Vortrag von Vati in der Geographischen Gesellschaft Würzburg, zu dem ich mit Joachim und sie mit ihrer Freundin gekommen war, zwar etwas zögernd, aber dann doch tapfer neben mich setzte und sich nachher – obwohl es schon etwas spät war – gern in die Milchbar einladen ließ; allerdings war Joachim

dabei, aber ich glaube, auch ohne ihn hätte sie es getan. Mehr noch als früher zähle ich die Tage, die bis zu unserem nächsten Beisammensein vergehen, und auch kurze Begegnungen erfüllen mich mit Freude.

Mit Schrecken spüre ich, wie mir immer mehr Erlebnisse einfallen, die ich noch erwähnen muss, bevor ich zu dem Abend komme, der der eigentliche Anlass für dieses Tagebuch bildet.

Aber den Besuch der Kiliani-Festes muss ich noch unbedingt beschreiben, denn in der letzten Steigerung meines Verhältnisses zu Tony, das so lange eben und nur ab und zu in sanften Wellen verlief, führt er direkt auf jenen Abend hin. Wir waren viel zu früh aufgebrochen, es war erst halb acht und noch taghell, ganz und gar nicht die Stimmung, in der ein Volksfest uns reizen könnte, und so setzten wir uns zu einem kleinen Eis ins italienische Café. Tony sah märchenhaft schön aus in ihrem blau-weiß gestreiften Kleid mit dem ovalen Ausschnitt und dem breiten roten Gurt. Inzwischen dämmerte es leicht und wir schlenderten an der neuen Schleuse vorbei und drängten uns in das Gewühl der Samstag-Abend-Besucher. Es war grauenhaft voll, besonders für mich, dem Menschenansammlungen eigentlich zuwider sind, fast zu viel. Aber hier fühlten wir uns nur als Publikum, nicht als dazugehörig und schauten uns das gewaltige Schieben und Drängen wie eine Zirkusvorstellung an. Ja, wir gingen sogar selbst in die Manege, fuhren mit den kleinen elektrischen Autos, und stiegen zuletzt in eines dieser tollen Flugzeuge, die mit hoher Geschwindigkeit um eine Achse rotieren und bei denen man sich seitwärts und sogar auf den Kopf drehen kann. Tony hing fast auf mir, so fest waren wir aneinander gedrängt, und die Erregung dieser Fahrt, die noch auf das herrliche Angst-Freude-Gefühl in der Achterbahn aufgepfropft wurde, wuchs zu einer direkt sinnlichen Begierde nach diesem schönen, glühenden Körper, der so dicht an mich gepresst war. Auch Tony wurde mitgerissen. Ihre Begeisterung entlud sich in spitzen Schreien, die in ihrer Schrille fast animalisch wirkten. Und auch als das Flugzeug längst wieder hielt und wir ausgestiegen waren, blieb diese aufgeladene Spannung erhalten. Gleich nach dem Feuerwerk, das wir eng umschlungen durch das Filigran einer Luftschaukel aufblitzen sahen, hätten wir heimgehen müssen. Aber es fiel uns beiden schwer, uns von dieser knisternden Atmosphäre zu trennen, und so machten wir einen Umweg unten am Fluss entlang. Beide spürten wir die Begehrlichkeit, die in uns flackerte; und als wir vor uns ein Pärchen eng umarmt gegen den Horizont sahen, machten wir einen großen Bogen – aus Rücksicht und ein wenig auch aus

Neid. Hinter der Brücke setzten wir uns ins Gras, und allmählich wich die hektische Gelassenheit einer vertraut-romantischen Abendstimmung. Eng aneinander gelehnt schauten wir über die Spiegelung ins Wasser. Ich wollte nur ganz zart meine Wange an ihr Haar legen, aber in diesem Moment stand sie schnell auf, da es schon furchtbar spät sei. Wir mussten ganz schön laufen, die versäumte Zeit aufzuholen, aber trotzdem verließ mein Arm ihre Schulter nicht, auch nicht, als wir in den Strom der Heimgänger eindrangen und gerade erst auf der Alten Mainbrücke machte sie sich ganz langsam frei, um aber gleich wieder im schützenden Dunkel des anderen Ufers die Erlaubnis zum Einhaken zu geben. Es war schon zwölf, als wir uns verabschiedeten, fast lautlos, nur mit einem kleinen Händedruck.

Dann aber kommt immer gerade nach dem letzten Beisammensein der fast krankhafte Zwang, zu Jutta zu laufen und im Vergleichen ihrer naiv-vergnügungsfreudigen Art mit der zurückhaltenden Scheu Tonys mir selbst weh zu tun. Aber ich hatte doch noch so viel Schamgefühl, am Sonntag nicht mit ihr allein nach Zellingen zu fahren, sondern Gerda und und Kurt aufzufordern. Die beiden Schwestern fuhren mit dem Roller, wir mit dem Moped hinterher. Es war ein heiterer Nachmittag, und das Wissen, dass uns keine tiefe Liebe und kein Besitzeranspruch verband, hemmte jedes Gefühl von Eifersucht, auch als die halbe AMV (Akademisch-Musikalische-Vereinigung) anrückte, der Jutta und Tony angehören, und so blieb es ruhevoll und erholsam. Zum Schluss lagen wir in einem Quadrat aufeinander: Jutta mit ihrem Kopf auf dem Bauch von Kurt, ich auf dem ihrigen und so fort. Die Dösigkeit war so weit gedrungen, dass ich nur noch schwach daran dachte, wie es wäre, wenn Tony unter mir läge, und ich mit einer leichten Kopfdrehung die Wange an ihre weichen Brüste oder ihre Hüften schmiegen könnte.

Nun – die Rache des Himmels für diese Treulosigkeit blieb nicht aus: Ich bekam einen wahnsinnigen Sonnenbrand, der mich zwei Nächte nicht einmal auf dem Bauch schlafen ließ, und erst am Abend bei Joachim – eben jenem denkwürdigen Abend – konnte ich wieder eine Hand auf dem Oberarm dulden, ohne das Gefühl zu haben, mit einem Reibeisen bearbeitet zu werden.

Tony hätte einen solchen Ausflug nie mitgemacht, weil ihr jedes Beisammensein in der Öffentlichkeit zuwider ist. Aber vielleicht wird sie es in Zukunft tun, wenn die Wirkung des vorgestrigen Abends zu Tage tritt; dieses Abends, an den ich noch wie an den Traum eines fremden Menschen denke und den in seiner ganzen Bedeutsamkeit zu beschreiben mir noch unmöglich scheint.

Ganz formell hatte uns Joachim für Donnerstag zu einem Sommerball eingeladen, mit Karten, auf denen mit Scriptol in Blockschrift stand, dass er ein kleines „Gartenfest mit Tanz“ geben wolle und sich freuen würde, uns dazu begrüßen zu können. Er durfte alle begrüßen: Kurt mit Gerda, unseren Klassensprecher mit Fräulein Böhrer, der Pfarrerstochter, Peter mit Jutta, Gerd mit seiner Freundin, dann Ulli mit ihrer Schwester Traudel und einem mir unbekannten Begleiter, zuletzt Tony und mich. Ich muss gestehen, dass ich schon mit gewissen Hoffnungen auf das Fest gekommen war; Erwartungen, die die Nacht vom Kiliani-Fest weiterführen und mir vielleicht zu einem Erfolg verhelfen könnten. Ich hatte mich ganz besonders auf den Abend vorbereitet. Daher war ich ein klein wenig zu spät bei Tony erschienen, so dass wir die Straßenbahn nehmen mussten, um rechtzeitig im Bavaria-Film-Theater zu sein und die Don-Giovanni-Aufführung in der Salzburger Felsenreitschule unter Furtwängler anzusehen. Nachher hatten wir noch etwas Zeit und machten – wie schon einmal – einen kurzen Umweg über den Mittleren Neubergweg, von dem man einen weiten Blick über die Stadt hat. Wir waren zwar immer noch zu früh bei Joachim, denn Traudel und Gerda Böll kamen erst eine gute halbe Stunde später (beide waren bis18:00 Uhr im Geschäft gewesen). Erst herrschte wie oft etwas verlegenes Schweigen, obwohl sich fast alle kannten, und ein ordentliches Aufatmen ging durch die Reihen, als man sich endlich an die Tische setzen konnte. Bei jungen Leuten braucht es immer eine gehörige Anlaufzeit, bis die Befangenheit verschwindet. So begann es auch hier eigentlich erst mit dem Augenblick, als wir die Tische beiseite schoben und auf der kleinen Terrasse, die später von Ballons matt erleuchtet wurde, zu tanzen anfingen. So spröde und zurückhaltend Tony sonst sein kann, beim ersten Walzer verliert sich ihre Abkapselung, sie löst sich, gibt sich ganz der Freude des des raschen Drehens hin und liegt mir schließlich ein wenig verwirrt und schwindlig im Arm. Beim nächsten Tanz ist sie wieder das ganz zarte Wesen, dass sich hingebungsvoll und vertrauend an mich schmiegt und sich leicht wie Watteflaum führen lässt; die gleiche körperlose, fast durchsichtige Elfe, die ich von jedem Ball in der Erinnerung habe. Ob sie bei anderen auch so ist, weiß ich nicht; mir zuliebe aber möchte ich annehmen, sie mache bei mir eine Ausnahme, in der Hoffnung, dass niemand es merkt und etwas Unerlaubtes dabei fände. Ganz anders sind da die übrigen Mädchen:

Die turnierhaft-strenge und etwas zu korrekte Jutta, die ungelenke Gerda, das schlenkernde Fräulein Böhrer, die intellektuelle Irmi, die schüchterne Traudel (sie merkte wohl genau wie Gerda, dass sie nur aus Damenmangel in ihrer Ei-

genschaft als Schwester eingeladen wurde) und zuletzt Ulli, (die „blonde Inge“ aus „Tonio Kröger“), die mit einer wilden Natürlichkeit wie ein Wirbelwind in drei, vier Sprüngen über die Terrasse fegt. Sie ist wirklich hinreißend; und ich bewundere sie restlos, wenn sie auch mit ihrem ewigen Frohsinn nicht zu mir passen würde. Aber Joachim kann gewiss stolz auf sie sein.

In der Bläue der Nacht hingen zwischen den roten und gelben Lampions die zarten Fäden verliebter Gespräche und die dornigen Ketten der Eifersucht. Ab und zu lösten sich zwei Gestalten aus dem Tanz und machten einen kleinen Rundgang um das Haus. Peter blieb mit Jutta ziemlich lange fort und zog sich allgemeinen Unwillen zu. Aber sonst gab es keine Verstimmung. Auf die heißen Tänze folgten kleine Erholungspausen, in denen ich mich freundlich und ernst mit Tony unterhielt; wir saßen immer ein wenig abseits, entweder auf dem Sofa neben dem Kachelofen oder draußen auf der vorderen Eingangsterrasse, auf der wir zwei bequeme Liegestühle fanden. Wie immer bei mir nahm das Gespräch bald eine persönliche Wendung, und so kam ich auf mein Verhältnis zu ihr zu sprechen, meine Sehnsucht nach gegenseitigem Verstehen und Vertrauen und den Wunsch, dass diese Freundschaft immer enger werden und möglichst lange dauern sollte. Tony gab mir in allem recht, wenn sie natürlich auch nie direkt sagte, wie gern sie mich hat, und überhaupt mit Liebenswürdigkeiten sehr sparsam ist. Aber ich glaube, es ist mir so am liebsten, denn dadurch erhalten die wenigen zärtlichen Worte einen ungeheuren Wert, und hätte sie gleich am Anfang alles Entgegenkommen verschossen, so hätte unsere Bekanntschaft kaum fast zwei Jahre gedauert und dabei eine leichte, aber fortdauernde Steigerung erfahren.

Die Zeit, die während des Abendessens so langsam tröpfelte, verrauschte nun immer schneller, es war schon ein Uhr und der vorletzte Tanz wurde angesagt. Tony musste gehen, und ich machte das erste Mal keinen Einwand, etwa noch bis zum Ende da zu bleiben – ich wollte nicht, dass irgend jemand einen gemeinsamen Bummel vorschlug. Meine Absichten auf diesem Heimweg allein mit Tony waren nicht ganz frei von Egoismus; aber eigentlich wusste ich schon, dass ich doch nicht den Mut finden würde, sie zu küssen, natürlich – wie ich mir einredete – aus Mangel an Gelegenheit, denn zum längeren Sitzen konnte ich sie nicht auffordern, und mitten im Laufen stehen zu bleiben und sich halb umzuwenden, das ging doch auch nicht. Immerhin machte ich den Vorschlag, bis zur Eisenbahnbrücke und dann in großem Umweg am Main entlangzugehen. Es war stockfinster, der Himmel tiefschwarz und nur von der Uferstraße fiel ein silbriger Glanz aufs Wasser.

Tony schien sich ein bisschen zu fürchten, nicht vor mir, wie sie flüsterte; aber sie war hier noch nie am Abend gewesen. Ich auch nicht, und daher schien uns dieses nächtliche Ufer völlig fremd. Durch die langen Schilfrohre, die wie auf chinesischen Holzschnitten gegen das Wasser standen, kamen wir auf asiatische Kunst. Das leise Schaudern wich einem Glücksgefühl, und wie in sanfter Geborgenheit gingen wir eng umschlungen auf die erste Laterne zu, die am Ende der Kaimauer – noch in weiter Ferne – aufleuchtete. Immer zögernder wurden unsere Schritte, ich bekam plötzlich rasendes Herzklopfen, die Luft blieb mir aus, als Tony mit einem Mal fast erwartungsvoll stehen blieb. Ich spürte deutlich, sie forderte etwas von mir, und wandte ganz leicht den Kopf zu ihr, aber im gleichen Augenblick ging sie schon wieder weiter. Noch fünfzig Meter bis zur Laterne, da stand als letzte Gelegenheit eine winzige brüchige Bank. Die Kehle war mir wie ausgetrocknet, und ich konnte Tony kaum zum Sitzen aufforden. Aber kaum hatte sie ganz, ganz langsam Platz genommen, als könnte ihr zartes Gewicht das Brett zum Brechen bringen, da setzte ein feiner Regen ein; wir mussten aufstehen, denn Tony hatte keinen Schirm und ich war nur im bloßen Anzug. Die Laterne kam, die ersten Häuser, die asphaltierten Straßen, die zweite Laterne, der steinerne Aufgang von der Promenade zur Kaimauer. Aus …

Die letzte Gelegenheit war verpasst; in zwei Minuten würde sie zuhause sein. Vor dem Treppenaufgang lag eine winzige Nische mit einem kleinen Wasserbecken. Langsam drängte ich Tony hinein. Es war eng, und dicht vor uns bildeten die dünnen Nadelstreifen der schnellen Tropfen ein feines Netz. Ich war in einem Zustand traumhafter Trunkenheit und zugleich doch wieder hellwach und beobachtete mein Tun voller Erstaunen, als meine Lippen von ihrem Haaransatz leise die Schläfen hinunter glitten. Ganz schnell wandte Tony den Kopf nach unten und sprang in den Regen: „Bitte! Nicht!“ hauchte sie und hob ihr Gesicht, und im fahlen Licht, das von der Straße herabfiel, sah ich, dass ihre Augen wie nach langem Weinen geschwollen waren. Ihr Mund öffnete sich qualvoll, voller Ängstlichkeit und wie im Flehen um Aufhören. Ich konnte nicht mehr; meine ganze Begehrlichkeit war einer tiefen Trauer gewichen: der Traum war dahin, ich war wieder hellwach und entschuldigte mich, als sei ich jemandem auf den Fuß getreten. Ich war nicht enttäuscht, aber es tat mir leid, sie verletzt zu sehen, und die Besorgnis war, ich könnte durch diese kleine Zärtlichkeit ihre Freundschaft verlieren. Ich fing nochmal an, um Verzeihung zu bitten, aber sie wehrte schnell ab. Vielleicht fürchtete sie Vorwürfe, die mir auch im ersten Augenblick auf der Zunge lagen. War

denn wirklich so viel dabei? Eigentlich wohl nicht; aber ihr zartfühlendes und mädchenhaft behütetes Herz hatte Angst vor der Symbolkraft, die diese kleine Geste hat. Es blieb mir nichts übrig, als sie sanft unterzufassen und mit zarter Beruhigung zu streicheln, wie man es bei einem kleinen Kind tut, das sich gestoßen hat. Der Abschied war kurz, nur ein schnelles gehauchtes Aufwiedersehen. Kein nächstes Beisammensein wurde ausgemacht. Ich war ganz schwach; es fehlte nicht viel und ich hätte aus Wut und Enttäuschung geweint. Das Kopfsteinpflaster war glitschig, und zweimal rutschte ich mit dem Rad recht gefährlich aus, ich konnte nicht mehr ordentlich lenken, vielleicht war doch die Bowle daran schuld; ich fühlte mich wirklich etwas betrunken. Es war halb drei, als ich zuhause ankam. Ganz leise stieg ich in meine Bodenkammer hinauf. Ich schauderte vor Kälte, kniete auf dem Bett und unter leisem Keuchen schrieb ich mit Bleistift einer Art Entschuldigungsbrief, den ich natürlich nicht abschickte, der auch meine jetzige Ansicht nicht ganz wiedergibt, den ich aber hier doch notiere, um meine damalige Verfassung ganz Wirklichkeit werden zu lassen:

„Liebe Tony! Bitte entschuldige, was heute nacht geschehen ist. Du hast mich durch eine lange Schule geführt, aber ich habe immer noch nicht ausgelernt. Ich hatte gehofft, wir wären schon so weit miteinander vertraut und reif für diesen letzten Beweis inniger Freundschaft, aber ich habe die hohen Mauern nicht sehen wollen, die uns leider weiterhin trennen. Es ist sehr schwer für ein Mädchen, zwischen Zeichen liebevoller Zuneigung – wie sie es möchte – und dem völligen Einander-Fremd-Sein – wie die Gesellschaft es verlangt – den richtigen Weg zu finden; aber glaub mir, ein Junge hat es da weitaus schwerer. Er kann nicht fragen, ob er es richtig macht, er muss zu fühlen versuchen, was das Mädchen von ihm erwartet und wovor es noch zurückschreckt. Und dieses Gefühl, wie oft lässt es sich täuschen und durch den eigenen Wunsch zu unbedachten Handlungen hinreißen! Nicht, dass ich glaubte, Du habest etwas von mir erwartet; nein, daran wagte ich nicht zu denken, aber ich hoffte, Du würdest es mit leisem Widerstreben geschehen lassen. Doch Du bist viel zartfühlender, als ich selbst bei unserer langen Bekanntschaft erkennen konnte. Du hast gespürt, dass wir beide für diese Innigkeit noch nicht reif sind, und ich danke Dir dafür. Denn so darf ich hoffen, dass unsere Freundschaft noch enger wird, bis wir uns auch auf diese zarte Weise lieb haben dürfen. Der Unterschied ist ja nicht allzu groß, ob ich Deine Wangen mit der Hand oder mit den Lippen streichle, wenn sich doch auch beim Tanzen manchmal durch Zufall beide Backen berühren; Du darfst

nicht glauben, dass eine solche Liebkosung eine Reihe weiterer Zärtlichkeiten einleite; ich werde immer daran denken, dass Du ein junges Mädchen bist, und will mich bemühen, ritterlich zu Dir zu bleiben.. Wenn Du mir dann einmal, gewissermaßen als Auszeichnung und als Siegel für unsere ganz feste Freundschaft, einen Kuss gestattest, werde ich restlos glücklich sein. Vergiss diesen Abend nicht, aber denke auch nicht zu sehr daran; halte es für einen Formfehler, der eigentlich nicht vorkommen sollte, aber in einer solchen Nacht, die durchglüht ist vom Wein und vom Tanzen, vielleicht entschuldigt werden kann. Dein R."

Ich habe das Gekritzel selbst inzwischen verbrannt, aber vielleicht zeige ich diese Abschrift später einmal Tony, wenn sie diesen Riss zwischen uns überwunden hat und wir uns vielleicht doch noch ganz fest lieben können. Ich bin noch nicht bei ihr gewesen, ich möchte wenigstens ein klein bisschen Zeit vergehen lassen, damit auch sie darüber nachdenken kann. Aber meine Sehnsucht ist gerade jetzt größer als je; und deshalb will ich morgen ganz artig bei ihr erscheinen und sie zum Baden einladen, wo wir mit vielen Menschen zusammen sind. Aber ob ich je wieder allein einen Spaziergang machen kann, ohne dass die schamvolle Erinnerung an diesen Abend auf uns lastet, kann ich nicht sagen. Man könnte diesen Heimweg missglückt nennen, und er ist gewiss kein Ruhmesblatt für mich, aber ich bin trotzdem ungemein glücklich darüber. Habe ich doch eine neue Erkenntnis gewonnen, die meine Gedanken freier gemacht hat, und mich vielleicht lehrt, es ein anderes Mal geschickter anzufangen.

Dienstag, 17. Juli 1956, morgens | Ich habe Tony immer noch nicht getroffen. Gerade zur Teestunde platzte gestern Mette herein, unvermutet und frisch drauflos wie immer. Wir hatten von Frau von Angerer gerade zwei herrliche Körbe mit Kirschen erhalten, und so konnten wir ungeniert zugreifen. Nachher zeigte ich ihr noch mein Zimmer auf dem Dachboden. Es ist zwar nicht so vornehm wie mein altes im Erdgeschoss, das jetzt mit zwei entzückenden Sesseln, einem Tisch und einem Schränkchen Mutti als „Damenzimmer" eingerichtet wurde. Aber ich habe trotz der schrägen Wände einen ganz guten Tausch gemacht. Erstens ist es etwas größer und nahezu quadratisch, vor allem, bin ich dort auf dem „Olymp" völlig ungestört, werde nicht durch Rufe oder Eindringen in mein Reich aufgeschreckt und kann in aller Muße lesen und arbeiten. Mette war auch voll Lobes, und als wir uns dann

auch noch eine Pfeife stopften (sie natürlich als erste), da war die Harmonie vollkommen. Immer wieder taucht bei solchen Begegnungen der bittere Vergleich mit Tony auf. Alles, was bei Mette ungezwungen kameradschaftlich ist, bekommt bei ihr einen Lack von Gesellschaftlichem, Schwerwiegendem, dem man möglichst aus dem Wege gehen soll, um ja nicht aufzufallen. Mette stört es nicht, sie nimmt es nicht so ernst und infolgedessen kann sie sich vieles leisten. Ob es mir allerdings angenehm wäre, wenn Tony so unbekümmert auch zu anderen Jungen gehen würde? Schließlich hat Mette ja auch einen festen Freund. Der Idealfall wäre natürlich, Tony so an mich zu binden, dass sie freiwillig auf andere (vor allem auf die Studentenverbindungen, denn da geht sie immer gerne hin, weil es zum Rahmen des gesellschaftlich Geförderten gehört) verzichtete und in der völligen Vertrautheit mit mir genug hätte.

Inzwischen aber hatte es fürchterlich geregnet, und so fiel mein schöner Plan, sie für heute in das neuerbaute Dallenbergbad einzuladen, „ins Wasser". Ich hatte auch Angst, sie zu einem Spaziergang nur zu zweit aufzufordern (im Bad wären immerhin noch mehr Leute gewesen, so dass sie sich hätte sicher fühlen können) und so bog ich kurz vor ihrem Haus feig ab und raste, um mein Gefühl irgendwie auszutoben und die Beschämung über mich selbst zu überrennen, nach Randersacker. Abends machte dann Peter den für mich sonst unsympathischen, jetzt aber sehr angenehmen Vorschlag, am Mittwoch mit Jutta, Ulli, Joachim und Tony eine Wagenpartie in ein nahes Tanzlokal zu machen. Das wäre natürlich ideal: Ein allzu beziehungsreiches Gespräch, das verletzliche Stellen notgedrungen hätte berühren müssen, wäre so vermieden und zugleich in der nahen Berührung beim Tanzen Anlass zu einer Versöhnung ohne Worte gegeben.

Dienstag, 17. Juli 1956, abends | Peter bekommt seinen Wagen doch nicht, und nun wollen wir am Freitag zusammen nach Sommerhausen zu Malipiero („Herzen im Sturm") fahren und anschließend im „Anker" tanzen. Zu Tony nahm mich Joachim auf dem Motorrad mit, gewissermaßen, um der Sache einen offiziellen Anstrich zu geben; vor allem aber, um den ersten noch etwas befangenen Sekunden einer Begegnung nur zu zweit zu entgehen, aber Tony war gar nicht da. Immerhin ließ sie ausrichten, falls sie nicht kommen sollte (also hat sie doch ein wenig auf mich gewartet) sollte ich Donnerstag wiederkommen, da sie Mittwoch wegen der Abiturientenfeier keine Zeit habe. Dann kann sie mir nicht restlos böse sein. Ich bin doch ein

wenig erleichtert, da sie den Eltern nichts erzählt zu haben scheint, sondern nur allgemein von einem „sehr schönen Abend“ gesprochen hatte.

Mittwoch, 18. Juli 1956 | Letzter Schultag – wenn man darunter nicht mehr ordnungsgemäßen Unterricht, der schon seit einem Monat vorbei ist, sondern nur den Aufenthalt im Schulgebäude unter dem Vorsitz von Lehrern verstehen will. Danach fuhr ich mit Kurt in den Gasthof „Hemmerlein“, wohin uns Professor Rauhut eingeladen hatte, um über die Wehrdienstverweigerung zu sprechen. Sein ungeheurer Idealismus hat mich tief beeindruckt, wenn er mir auch zu optimistisch schien mit seiner Auffassung, dass sich die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes gegen den Wehrgedanken ausspreche. Aber ethisch und gefühlsmäßig gebe ich ihm vollkommen recht. Immerhin will Professor Rauhut durch groß angelegte Propaganda jedem Verweigerer Mut machen und ihn durch juristische Beratung in die Lage versetzen, den Fragen des Kollegiums, das seine Gewissensentscheidung zu prüfen hat, standzuhalten. Auch René war da und der Maler Olaf Täuber, die diesmal ganz vernünftig wirkten sowie der etwas exaltierte Waldorf-Schüler Peter Lockner, dessen Vater mit Antiquitäten handelt und der ein goldenes Armband, randlose Goldbrille und zwei dicke Ringe an den kleinen Fingern trug.

Donnerstag 19. Juli 1956 | Heute also fand die langersehnte Krönung unserer schulischen Laufbahn statt. Die Feier war mäßig: leises Schrumm – Schrumm des Schulorchesters, ein klägliches Gestammel vom Direktor und eine sehr zahme, wenn auch keineswegs unterwürfige Antwort vom Klassensprecher. Die Noten waren bis auf Mathematik („3“) die gleichen wie im Herbst: alle „brotlosen Künste“ (Religion, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Zeichnen, Musik) „1“; Biologie, Physik, Englisch „2“, Französisch „3“, Chemie „4“, sogar in Latein habe ich den Fünfer behalten. Ich habe mich furchtbar geärgert: über das hinausgeworfene Geld für die Nachhilfe und noch mehr über die verlorene Zeit und die Willkür, mit der einzelne Noten festgelegt wurden. Aber im allgemeinen bin ich für meine Faulheit noch zu gut weggekommen, und das derart extreme Zeugnis gibt meinen Bildungszustand ganz gut wieder.

Fast überall wurde irgendwie geklagt, aber ohne allzu viel Lamento, die Schule hat Gott sei Dank auch in dieser Hinsicht viel von ihrem Einfluss verloren. Schlimm nur war es für Kurt, der vor uns und für uns spielen musste, während er doch eigentlich mit uns hätte zuhören müssen. Während wir noch alle die Schule besuchten, hat er sein Los (er war im vorigen Jahr durchgefallen) gar nicht so tragisch genommen. Jetzt aber litt er schwer darunter, während wir alle mit Jubel die Anstalt verlassen, noch ein ganzes Jahr ausharren zu müssen.

Anschließend war ich dann endlich, endlich bei Tony. Meine Sehnsucht nach ihr war gestiegen, meine Aufregung aber hatte abgenommen, so dass ich sie in ganz unbefangenem Ton für morgen einladen und im Gespräch sogar den bewussten Abend kurz erwähnen konnte. Sie war sehr nett und herzlich und sichtlich bemüht, jeden Eindruck zu verwischen, dass sie mir nun bös sei und nichts mehr von mir wissen wolle; im Innern aber war sie wohl sehr aufgeregt, zitterte und bekam ein ganz rotes Gesicht. Gewiss, sie hat es weit schwerer als jedes andere Mädchen (etwa als Jutta, die nun doch gestern mit Peter allein in seinem Wagen nach Sommerhausen gefahren ist). Tonys Eltern tragen mit der falschen, allzu prüden und zu fürsorglichen Erziehung viel Schuld daran, dass sie nicht so frei über ihre Gefühle verfügen kann, sondern dauernd von der mutmaßlichen Meinung der Gesellschaft abhängig ist.

Sonnabend, 21. Juli 1956 morgens. | Gestern war wieder ein traumhafter Sommertag. Am Nachmittag war ich mit Joachim auf seinem Motorrad im Dallenbergbad. Die Luft war noch kühl, da trotz der hellen Sonne ein ziemlicher Wind wehte, aber im Wasser war es angenehm warm. Die Anlage ist schon wesentlich großzügiger als Zellingen: drei große Becken für Schwimmer, Nichtschwimmer und Springer; am herrlichsten aber ist die riesige Liegewiese, die trotz der vielen Menschen noch fast einsam wirkte. Ich muss unbedingt mit Tony hingehen; es ist doch angenehmer und vor allem sauberer als die Naturheilinsel.

Der Theaterabend stand in Erwartung des großen Wiedersehens, (vielleicht sogar der „Versöhnung“, wenn auch kein Wort darüber fiel). Wir waren noch nie abends ausgefahren, und so war dieser Besuch wohl eine Steigerung unserer Beziehungen, zugleich aber war durch die Anwesenheit von Joachim und Ulli von Anfang an die Möglichkeit zu unerlaubtem Tun nicht zu befürchten. Tony war daher auch vollkommen sicher, dass ich nicht über den

letzten Abend sprechen würde. Sie war anschmiegsam und lieblich wie bei meinem Gartenfest, und so wurde über die fatale Begegnung am Kai eine Brücke zu einem neuen Beisammensein geschlossen. Tony sah wie immer hinreißend aus, in einem rot-schwarzen, eng anliegenden Kleid mit einem großem runden Ausschnitt, aus dem auf schlankem Nacken ihr zarter Kopf mit dem lang herabfließenden Haar emporwuchs. Übrigens fiel es mir auf, dass sie seit dem Lampionfest bei Joachim Kleider trägt, die die Figur betonen, statt sie schamhaft zu verhüllen; dass also die Dame das Mädchen mehr und mehr zurückdrängt. Aber sie ist körperlich immer noch kindlich genug, sie ist weiter im Aufblühen, während Jutta und sogar Ulli gewissermaßen auf dem Höhepunkt ihrer Schönheit stehen.

Der Bus kam wie gewöhnlich fast eine Stunde zu früh in Sommerhausen an, und wir machten noch einen kurzen Bummel zum Main, ehe wir in das kleine Torturmtheater stiegen. Seit dem Umbau ist es zwar etwas geräumiger und eleganter geworden, aber die alte Märchenstimmung mit der schmalen Hühnerleiter, bei der auf jeder Stufe eine kleine Kerze steckte, ist dahin. An ihre Stelle ist ein gequält origineller Mischmasch von Spitzweg und Picasso entstanden: ein alter Christus zwischen pseudogotischen Fenstern und eine kleine Bar aus Bauglas. Doch der Zuschauer sitzt jetzt wenigstens bequemer als früher auf den abgesägten Kinderstühlchen. Vor allem aber: die Schauspieler sind besser geworden. Es waren nur zwei, Rolphe da la Croix und Ruth Bauer, die das Heimkehrerstück „Herzen im Sturm“ aufführten.

Das Thema selbst ist wohl aufregend und eindrucksvoll, doch nicht sonderlich originell. Seit der Odyssee ist es immer wieder dasselbe, und vor allem Borchert scheint Pate gestanden zu haben. Aber Rolphe war großartig. Als selbst Kriegsverletzter (er hat nur noch einen Arm) wirkte er unwahrscheinlich echt, und mir fast etwas verwandt: scharfer Verstand bei außerordentlich tiefem Gefühl und trotz aller Intelligenz fast ohne Menschenkenntnis. Seit langer Zeit wieder einmal „Theater“, ich merke, wie sehr ich es entbehrt habe, und auch die anderen waren beeindruckt. Ulli, die theatralische Dinge (ähnlich wie Christine) gern überernst nimmt, wischte sich dauernd die Augen wie nach einem ungewöhnlichen Traum und erst als wir im „Anker“ am Mainufer ankamen, hatte sie sich erholt. So etwas wie den „Anker“ gibt es ja in ganz Würzburg nicht. Außen ein einfacher Bauernhof, innen „Große Welt privat“, Künstlerlokal und Weinhaus zugleich, mit breiten modernen Sofas und Sesseln, Gemälden von Malipiero und Täuber, Teppichen, kleinen

bemalten Glühlämpchen und Kerzen in Chianti-Flaschen. Man fühlt sich zu Gast wie in einem bequemen Wohnzimmer. Besonders Tony genoss die südlich-verträumte Stimmung, die noch durch drei Rundbögen hervorgezaubert wurde, in denen eine mitternachtblaue kleine Tanzfläche lag, die durch eine gemalte Terrasse auf eine imaginäre Lagune verlängert wurde. Wir waren fast die einzigen Tänzer, und ich habe mich noch nie so innig an Tony geschmiegt und ihren süßen Gegendruck gefühlt wie an diesem Abend. Wir passen so wunderbar zusammen! Auch sie schien es zu spüren, schnell schwand ihre Scheu, sich vor allen Gästen beim Tanz zu zeigen. Bald war es zwölf Uhr geworden. Viertel nach sollte der Bus wieder heim gehen. Beim Bezahlen schob die Kellnerin unauffällig eine kleine Karte vor meinem Platz. „Dürfen wir Sie und Ihre Begleitung bitten, zu uns an den Tisch zu kommen? Wir sind gerne bereit, Sie in unserem Auto nachhause zu fahren!" Auch ich wäre ja noch geblieben, vielleicht hätte sogar Tony sich zuhause ausschimpfen lassen, aber ich habe dankend abgelehnt. Aus Eifersucht (meine Freundin soll niemand anderen kennen lernen!), vor allem aber, um diesen Abend zu zweit ausklingen zu lassen und nicht in einer Gesellschaft unbekannter Menschen. Der Bus war fast leer, und in der gefüllten letzten Reihe saßen wir noch einmal wie im Theater und ließen das Schauspiel der Landstraße an uns vorüberziehen. Das bestimmte Gefühl, nichts zu versäumen, was von mir erwartet werden könnte, ist ja nun durch ihre Abwehr einer angenehmen Sicherheit gewichen, und so sind wir fast wie Bruder und Schwester auseinander gegangen.

Sonntag, 22. Juli 1956 vormittags | Der Sonnabend schien in Langeweile zu vergehen. Vati und Mutti mit Bekannten in Bad Orb, Kurt mit wehem Knie im Bett, Joachim noch schlafend, Jutta in Bayreuth, und Tony konnte ich nicht gleich wieder aufsuchen (man muss sich doch wenigstens ein bisschen selten machen!) Bliebe also nur Paul, aber gerade zu ihm kann ich jetzt nicht gehen, so gern ich es täte. Sein Vater hat voller Bestürzung und Sorge angerufen: Paul ist gerade durchgefallen! Zwei Fünfen, vor allem aber eine fürchterliche Bemerkung in Betragen von Pfarrer Brendel, dem kleinlichen Religionslehrer. Zu Hause sagte er nichts, während er aber uns noch vor der Feier begrüßt und nachher an seinem Cello geschabt hatte, reifte der Plan, nach München zu fahren, wo sein Pass lag (er wollte mit einer Jugendgruppe Griechenland besuchen) und von da nach Frankreich zur Fremdenlegion zu gehen. Aber sein Bruder hat etwas gemerkt und verpetzte ihn, wie er

gerade den Koffer abschloss. Er darf natürlich nicht mit nach Griechenland und muss nach den Ferien in dieselbe Schule eine Klasse unter uns gehen.

Sein Vater will sogar den Nervenarzt Frhr. von Gebsattel (den „Neurosenkavalier“) um Hilfe bitten.

Montag, 23. Juli 1956 | Heute Morgen war ich kurz bei Hela, die sich sehr zu freuen schien, wenn sie auch so lange nichts hat von sich hören lassen, während sie auf einer Dolmetscher-Schule in England war. Hela ist wie immer zugleich große Dame und fröhliches Kind. Ihren Verlobten, der sie in England nicht besucht hatte, lässt sie fürs erste allein, um für ein paar Tage (ohne ihn) nach München zu fahren, und will dann nach Paris reisen, um dort ein gesperrtes Konto ihres Schriftsteller-Papas zu verjubeln. Sie ist wirklich von einer köstlichen Großzügigkeit, und wenn auch manches künstlich und „gewollt“ ist, so übt ihre bohèmehafte Art doch immer wieder von neuem einen Reiz auf mich aus. Auch habe ich durch sie die Künstler Heuler und Schlotterbeck kennen gelernt.

Nachmittags war ich dann wieder bei Tony. Da es zum Baden zu kühl wurde, bummelten wir rauf auf die Festung und setzten uns eng aneinander gedrängt auf den Burgwall, plauderten leichthin und sahen auf die herbstlich-diesige Stadt hinunter. Die trübe Herbststimmung passte zu Tonys etwas schwerblütiger, zuweilen direkt trauriger Gemütsart, und so haben wir uns mit wenig Worten verstanden.

Donnerstag, 26. Juli 1956 abends | Wieder einmal bei Professor Franke zur Nachuntersuchung wegen meiner Herzanfälle. In ödester Stimmung musste ich grauenhaft lange warten, ehe mir ein ekelhafter Brei eingeflößt und ich geröntgt und ins EKG gesteckt wurde, und musste dann meine 10 Kniebeugen machen. Inzwischen langweilte und genierte sich Tony allein vor dem Bootshaus, bis ich schweißbedeckt und mit halbstündiger Verspätung anlangte. Ich bin ihr so dankbar, dass sie nicht die geringste üble Laune zeigte, auch nachher nicht, als wir das Gatter verschlossen fanden und das schwere Boot über den Zaun heben mussten. Dafür aber war das Wetter auch einzigartig in seiner plötzlichen gläsernen Helligkeit. Das innere Ziehen und Zerren, diese Unsicherheit voreinander hat seit dem bewussten Abend einer wunderbaren Ver-

trautheit Platz gemacht: Tony ist jetzt viel nachgiebiger als früher, allerdings bin ich auch im Wünschen anspruchsloser geworden. Es kommt nur darauf an, Dinge zu vermeiden, die „anstößig“ wirken könnten, und dazugehört leider auch der Kuss. Aber alles andere ist erlaubt, solange sich ein harmloser Grund finden lässt. Dann lenkten wir das Boot in eine kleine amazonas-artige Bucht und verstauten unsere Gliedmaßen derart über- und untereinander, bis wir beide bequem liegen konnten: ich hinten, die Füße neben ihren Hüften, sie mit den Schultern und Armen auf meinen Oberschenkeln und Knien; und ebenso lagen wir nach der gemeinsamen Anstrengung bei der Durchfahrt der Randersackerer Schleuse friedlich am Ufer unter einigen Bäumen, wobei sich wieder Arme, Hüften und Oberschenkel aneinander schmiegten und ich ihr zart mit den Fingern durchs Haar fahren durfte. Es war angenehm, zu fühlen, wie weich sie sich neben mich kuschelte und auch leicht nachrückte, wenn die Berührung lockerer geworden war. Eigenartig aber war, dass sie, als wir nachher bis zu den Knien im kalten Main standen und ich Miene machte, sie zu bespritzen, genau das gleiche angstvolle und dem Weinen ähnliche „Bitte, nicht!“ hervor stieß, wie damals in der Brunnennische. Sonst aber war die Stimmung vollkommen verändert. Vertrauensvoll hingegeben und von leiser Wehmut über diesen letzten wundervollen Sommernachmittag, der wie immer viel zu schnell zu Ende ging.

Sonnabend, 4. August 1956 | Am Dienstag begann – wieder mal – der Ernst des Lebens. Mit dem Moped fuhr ich morgens nach Schweinfurt (Mutti kam mit der Bahn hinterher), wo ich in den Schwedischen Kugellagerfabriken im Labor arbeiten soll. Vati kennt den Direktor Professor Diergarten, der Metallurgie lehrt, und hat mich da eingeführt. Bei Tante Marie kann ich herrlich wohnen. Sie ist eine reizende alte Dame, munter und vergnügt mit ihren 82 Jahren und von einer Herzensgüte wie wenige.

Ich ging früh ins Bett, um am nächsten Morgen schon um sechs Uhr aufzustehen. Ich hatte mich bei Professor Diergarten vorgestellt und konnte um sieben in der Metallographie anfangen. Zuerst bei einem Werkstudenten (er studiert Maschinenbau) aus Mannheim mit einem fürchterlichen Dialekt, aber sonst ganz nett. Das Zentrum des Labors ist die Materialprüfung: das Werk bekommt den Stahl außer aus Schweden auch aus dem Ruhrgebiet in dicken Stangen, die nun auf Genauigkeit, Härte, Reißfestigkeit usw. geprüft

werden. Dazu werden die Rohre gemessen und mit riesigen Maschinen (bis 100 t) zerrissen, dicke Eisenscheiben angefräst und gebrochen, die Bruchstücke anschließend geschliffen und poliert. Jeder der etwa zwölf Arbeiter hat seinen eigenen Platz und seine abgeteilte Aufgabe, und ich wandere nun von einem zum anderen, schaue zu und lege selbst Hand an. An der Brechmaschine steht ein sehr netter Ungar, beim Schleifen ein nörgelnder Nürnberger, beim Fräsen ein gemütlicher Dicker, der die halbe Zeit auf der Toilette verbringt, schließlich drei Jungens, darunter ein entzückender sechzehnjähriger Schwede mit hellblonden Haaren, die wie ein Haferfeld ausschauen, in das der Wind geblasen hat. Die Arbeit ist durchaus nicht schwer, es schieben sich viele Pausen ein, nur das dauernde Stehen (9 1/2 Stunden) fällt meinen ungewohnten Füßen außerordentlich schwer, nur selten kann man – etwa beim Notieren – niedersitzen, sonst lehne ich mich halt an Tische und Maschinenkanten. Dieses Sitzverbot ist noch ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit, wo sogar die Kontorschreiber an Pulten stehen mussten. Die Maschinen könnten genauso gut im Sitzen bedient werden, aber es gehört sich halt nicht. So wartet man immer auf die Pausen, um neun Uhr zum Frühstück, um halb eins zum Mittagessen, das nicht sehr gut und ziemlich wenig ist, aber da es nur -,20 DM kostet, nehmen viele zwei Portionen. Um drei gehe ich dann regelmäßig in den Waschraum und verzehre dort im Sitzen den zweiten Teil meines Frühstücks und den Rest der Mittagsmilch; um halb vier Uhr beginnen bereits die ersten mit Aufräumen, um halb fünf waschen sie sich die Hände, bis um fünf vor fünf die Sirene heult und alle schon längst fertig umgezogen hinausstürzen. Sie sind da wie Kinder, wenn sie sich drücken können; die Tatsache, dass die neun Stunden so und so für jede andere Tätigkeit, ja für das „Leben“ an sich verloren sind, kommt ihnen nicht zu Bewusstsein. Den ersten Tag zweifelte ich sehr, ob ich's durchhalte, aber ich werde wohl müssen. Auch wenn der Stundenlohn (1,20 DM brutto) sehr klein ist. Aber ich brauch ja auch nicht viel zu tun und werde außerdem manchmal mit dem Schweden im Betrieb herumgeführt wie gestern, als uns Professor Diergarten nach Werk 2 in die Härterei nahm (natürlich während der Arbeitszeit!) Eine riesige Halle voller Lärm, Schmutz und Hitze, stinkend von Öl, aber immer noch gut gegen den Saal, wo am Fließband in eintönigsten Handgriffen die Kugellager zusammengebaut werden. Da ist es im Labor schon wesentlich angenehmer. Es geht trotz der neuesten Maschinen doch etwas altväterlich zu und man kann immer wieder ausschnaufen.

Mit den Arbeitern habe ich mich inzwischen recht anfreunden können. Doch bin ich schon am Donnerstag von ihnen weg zu den Damen versetzt worden, die im Nebenzimmer an den Mikroskopen sitzen und die polierten Scheiben auf eventuell störende Einschlüsse überprüfen. Diese müssen genau fotografiert werden und hierzu wurde ich als Gehilfe in das Wesen der Dunkelkammer eingeführt. Die Arbeit ist weit angenehmer, vor allem, da ich nur Hilfestellung leisten, fast ständig sitzen kann und sogar, wenn ich allein bin, hinter der verschlossenen Tür, während die Aufnahmen eine gute halbe Stunde wässern, gemütlich dösen kann.

Ich widmete mich vielmehr in der Metallographie einem Mädchen (Fräulein Weiß), die erst jetzt von ihrer von ihrer Ferienreise an den Kreuzberg zurückkehrte und mit der ich mich wunderbar unterhalten konnte. Sie ist die einzige wirklich Gebildete, ja gerade in der Literatur mir gleichwertig, sogar teilweise überlegen. Dabei hatte sie einen sicheren Griff in der Auswahl an Büchern der Weltliteratur. So besitzt sie fast alles von Thomas Mann, dazu die bisher erschienenen vier Bände Marcel Proust; sie hat Musil, sogar Joyce und Kafka gelesen. Wir haben uns lange über die Josephs-Romane unterhalten, zusammen am „Landarzt" gerätselt und im wechselseitigen Entdecken gemeinsamer Kostbarkeiten viel Freude gefunden. Ich erklärte ihr (nach der Vorlesung bei Professor Jänisch), das die „Verwandlung" Kafkas Jugend schilderte und sie wusste, dass der einzige Tag in „Ulysses" (Bloomsday, 16. Juni), mein Geburtstag sei. Ich hätte so etwas bei einer Fabrikarbeiterin nie vermutet.

Am Abschiedstag erst habe ich mich ein wenig um das Theoretische bemüht und ein Buch über „Was ist Stahl?" gelesen. Sonst habe ich überhaupt kaum mehr getan, denn Professor Diergarten, der gerade gestern zurückgekehrt war, erwartete 15 Herren von NSU und für die mussten ganze Potemkinsche Dörfer gebaut werden denn: „Es muss alles nach Schliffen und Arbeit aussehen." Die drei Stunden Vorbereitung hatten vollen Erfolg: kurz vor fünf waren die Herren da, alle beugten sich angestrengt über die Mikroskope, die Gesellschaft kam durch die Hintertür (an der keine Wache gestanden war!) herein und ging vorn wieder heraus. Alles hatte vielleicht fünf Minuten gedauert. Inzwischen aber tönte schon die Sirene, und so wurde der Abschied sehr gedrängt. Fräulein Weiß traf ich gerade noch vorm Umkleideraum. Dann war ich endgültig frei. Am nächsten Morgen konnte ich abreisen und nach Würzburg fahren. Wartete doch auf mich ein neues herrliches Abenteuer, die Fahrt nach meinem geliebten Italien, die Kunstreise nach Florenz, Neapel, Capri

und Rom, die ich von Mutti „geschenkt“ bekommen habe, da Vati noch bis 20. September in Kur ist.

Capri, Donnerstag 30. August 1956 | Der Sonntag verging mit Packen, und dann ging es zuerst bis München, wohin uns Vati entgegengefahren war, um mit uns noch die Kunstausstellung anzusehen (sie war besser als die letzten Jahre, vor allem ein neuer „französischer“ Saal mit Utrillo, Chagall, Picasso).

Mit der Studenten-Reisegesellschaft fuhren wir dann in einem Zug durch bis Neapel, nur in Florenz gab es einen kurzen Kunstbummel. In Neapel ging es bei irrer Hitze in das großartige, ganz moderne Studentenhaus, in dem wir komfortable Einzelzimmer bekamen. Am Nachmittag fuhren wir durch das herrliche, arme, aber großartige, zum Teil hässliche und doch immer malerische Neapel zu dem mittelalterlichen Bad (kleine Holzhütten unter zwei Metern Lava-Asche). Heute besuchten wir dann die Ruinenstadt Pompeji, vorbei an Obstgärten, alten, verfallenen und doch noch prächtigen Villen in einer schon afrikanischen Landschaft und ließen uns von einem Führer die noch gut erhaltenen Gebäude zeigen. Dabei bildeten die Hauptsache gewisse pornographische Fresken, die die Führer mit Genießermiene – und gegen ein Trinkgeld natürlich! – „nur den Herren“ zeigten, was Mutti erboste. Erschütternd aber waren die mit Gips ausgegossenen Hohlformen, die die Überreste der beim Vulkanausbruch im Jahre 79 verstorbenen Menschen abbildeten.

Der Aufenthalt hier verspricht zwar nicht so abenteuerlich zu werden wie im vergangenen Jahr, als ich allein nach England fuhr. Doch fehlt mir nichts mehr zu meinem Glück, es sei denn Tatsache, dass nicht auch Tony mit dabei ist und ich ihr nicht alles zeigen und sie hier lieben kann.

Der erste Tag auf Capri begann mit einer langen Tour, um irgendwo baden zu können. Auf halber Höhe führt zwischen Villen ein Weg zu den Bagni Tiberii, und rechts davon war ein freier „Strand“ – große Felsblöcke und Kies – wo man leidlich bequem einsteigen, aber herrlich schwimmen konnte. Nachher saßen wir noch auf den Steinen und ließen uns von der ziemlich starken Brandung (es war Nordwind!) massieren. Und hier im Schatten war es auch angenehm kühl. Außer uns (Mutti, zwei Geographen und zwei Historikern) war kein Mensch da. Nur in der Gischt fuhren ständig Motorschiffe und Ruderboote vorbei zur Blauen Grotte. Heimwärts nahmen wir den oberen

Weg, auf dem wir kaum Steigung verloren und im Schatten unter herrlichen Weinbäumen, deren Trauben fast bis auf uns herunter hingen, einem südlich heißen Pfad folgten. Nach einem kurzen Mittagsschläfchen ging es mit der Drahtseilbahn hinauf zum Ort Capri, auf die winzige Piazetta, die, als Terrasse angelegt, aufs Meer schaut, mit Andenkenläden und Feriengästen überfüllt. Dann waren wir gleich auf der anderen Seite und stiegen in angenehmer Einsamkeit einen schmalen Saumpfad hinunter, der – 1902 von Krupp angelegt – in Serpentinen zum Meer führte. Eindrucksvoll öffnete sich der Blick auf einen steilen botanischen Garten („Giardini d'Augusto"), die vornehmen, fast maurischen Villen – wie die treppenartig aufsteigende von Curzio Malaparte, unten war nur gegenüber den Faraglioni ein Kiesplatz, wo man in einem ähnlichen Bad wie am Morgen schwimmen konnte. Durch Marina Piccola gingen wir die Fahrstraße bis Capri und einen kurzen Fußweg nach unserer Herberge, der Villa Maris. Abends hätte ich noch gerne getanzt, vor allem mit einer Französin, die etwa wie die Schwester von Tony, mehr aber noch wie Lieselotte Pulver aussah, und entschieden die hübscheste war. Mit einem Geographen bummelte ich noch zur Piazetta, die jetzt voller Stühle und Menschen wie ein offener Saal dalag. Es war eine tolle Parade, man sah die ausgefallensten Kostüme, worin die Capri-Reisenden einmal „große Welt" zu machen versuchten; insbesondere grelle, enge „hungrige" Damenhosen und anliegende Blusen. Auch die Französinnen waren da, aber mein Begleiter, der sonst dauernd davon schwafelte, machte nicht den geringsten Versuch, sie anzumachen. Doch meine hübsche Französin – Monique – kam nicht mehr. Sie war wohl mit ihrem „Hof- Zwerg" schon nach Hause gegangen (die Mädchen kümmerten sich rührend um eine verwachsene, nur wenig über einen Meter hohe Kollegin, trugen oder hoben sie auf jeden Vorsprung).

Sonntag, 2. September 1956 | Sonnabend Morgen waren wir mit den deutschen Studenten kurz am Hafen baden. Auf dem Rückweg sah ich Monique, ich hätte gar zu gern mit ihr zusammen gebadet, aber das Wissen um ihre Deutsch-Fremdheit, nicht gerade -Feindseligkeit, hielt mich ab. Die Herren gingen zu Fuß nach Ana-Capri, glitten von da aus mit dem zerbrechlichen Lift zum Monte Solare empor und hatten vom Gipfel einen weiten Rundblick über die Villa Jovis bis Salerno. Bei der Abfahrt, nach einem verschwommenen Sonnenuntergang, tauchten wir wie in schwarze Tinte ein. Auf dem Rückweg begegneten wir dann vor der Villa San Michele von Axel

Munthe den Französinnen, und ich konnte mich erst gut auf Englisch, dann weit weniger glatt auf Französisch mit Monique unterhalten. Sie sollte mir Sprachunterricht geben! Beim Abendessen war die erste Gelegenheit, als ich mich recht schnell an ihren Tisch setzte. Nachher ging ich noch mit Mutti auf die Piazetta, in der geheimen Hoffnung, sie wieder zu sehen, was aber leider nicht geschah, so dass ich bald müde wurde und heim ging. Hier waren die Französinnen inzwischen wieder angelangt, und als Platten aufgelegt wurden, durfte ich zuerst mit Monique und dann mit ihrer Freundin Thérèse tanzen.

Heute gings mit den Französinnen auf die lange geplante Rundfahrt. Sie war umfangreich, aber mich störte der üble Rummel, besonders vor der Blauen Grotte, die mich auch sonst gegen meine Erwartung ein wenig enttäuschte. Mit Monique konnte ich kein Wort wechseln, nur geknipst habe ich sie zweimal. Als ich mich mit Mutti zum Abendessen setzte, kamen Monique und Thérèse von selbst an unseren Tisch, und nachher gingen wir zusammen mit dem Geographen und dem Zwerg auf die Piazetta. Es war sehr schön, nur war Monique ziemlich müde (oder tat wenigstens so), und wir kehrten bald um. Später allerdings forderte sie jemand noch zum Tanzen auf, während ich nur Thérèse bekam. Monique ist zwar die viel hübschere und auch jüngere, aber mit Thérèse kann man sich besser unterhalten. Sie ist zugänglicher und spricht als Lothringerin ausgezeichnet Deutsch, während ich mit Monique nur auf Englisch radebrechen kann (Französisch ist zu anstrengend).

Dienstag, 4. September 1956 abends | Montag waren wir wieder mit der ganzen Bande (sogar den beiden deutschen Mädchen, die sonst immer von ihren verschiedenen Rendez-vous' mit Italienern in Anspruch genommen sind) unten am Strand. Nachmittags wollten Mutti und ich nach der Villa Jovis des Tiberius gehen und kamen an einer wunderschönen Villa vorbei in militärisches Gebiet und schließlich zu einem herrlichen hoch gelegenen Aussichtspunkt neben dem Arco Naturale auf die Halbinsel. Abends unterhielt ich mich noch ein wenig mit Thérèse. Es ist immer dasselbe mit den beiden. Sie sind (vielleicht im Gegensatz zu den anderen) zu mir ausgesucht höflich, aber man wird nicht richtig warm mit ihnen, vor allem nicht mit Monique, die sich ihrer Hübschheit sehr wohl bewusst und ein kleines Aas zu sein scheint.

Am nächsten Morgen gingen Mutti und ich gleich an den unteren Strand, um das verlorene Bad noch nachzuholen. Dort trafen wir die Französinnen,

die gerade allein mit zwei Italienern Boot fahren wollten (sie, die sonst immer nur en masse ausgingen). Vielleicht genierten sie sich ein bisschen, denn am Abend kamen sie zu uns und und fragten, wie es uns gefallen habe. Das war noch nie geschehen und machte mir Mut, sie nach dem Essen zu fragen, ob sie noch einen kleinen Spaziergang machen wollten.

„Ja, in einer viertel Stunde!" Ich habe mich sehr gefreut. Wir gingen erst ein wenig später nach Marina Piccola, setzten uns ganz vorn auf die Mole und träumten aufs Meer hinaus. Die Unterhaltung war spärlich, da jeder eine fremde Sprache brauchen musste, aber das störte kaum. Mit Thérèse kann man sich fast wie mit Jutta unterhalten, mit Monique weit weniger, nicht nur wegen der Sprache; sie ist auch etwas scheu und zurückhaltend und taut – wie Tony – nur wenig auf. So scheint es fast, als ob ich mich nur um die ältere bemühe, obwohl mir Monique mehr am Herzen liegt. Vielleicht haben sie es auch gemerkt. Als ich mit Thérèse tanzte, sagte sie, ich solle nicht aus Höflichkeit mit ihr, sondern lieber mit Monique tanzen. Die aber war wieder einmal „fatiguée" (ein Allgemeinwort, wenn sie nicht mag). Vielleicht hat sie Liebeskummer; sie verriet aber nichts. Ich brachte ihr mein Kissen und Muttis Mantel und deckte sie liebevoll zu, bis sie im Liegestuhl zu schlafen schien. Wir lagen unter den Weinstöcken und ab und zu griff einer über sich und holte sich eine Traube herunter, bis wir endlich hinein gingen.

Montag 10. September 1956 | Samstag morgen waren wir zu zweit unten am Privatstrand, etwa 20 Meter weiter lagen die Mädchen. Ich ging erst bei ihnen ins Wasser (weil es bequemer war!), aber Mutti wollte sich nicht unter die Französinnen mischen, und so blieb ich bei den Deutschen.

Sonntag morgen waren wir zuerst allein am „Strand der Mädchen"; nachher kamen Monique und ihre Freundin und legten sich zu uns. Monique, die am Abend noch etwas fiebrig gewesen war, schien wieder ganz gesund zu sein. Es war ein friedlicher, von leiser Wehmut durchwehter Morgen, denn am Nachmittag ging es in überstürzter Eile aufs Schiff nach Neapel. Die beiden deutschen Mädchen, die sich ziemlich weit mit Italienern eingelassen hatten, heulten wie Schlosshunde. Weiter ging es dann nach Rom, wo wir im großartigen „Foro Italico" übernachteten.

Rom, Donnerstag, 13. September 1956 morgens | Dienstag war große Stadtrundfahrt : St. Peter, San Giovanni in Laterano und Trastevere. Nachmittags trafen wir dann – wie verabredet – die „Hirsche“ aus Göttingen; wir gingen zum Flohmarkt, wo sie alte Chornoten erhandelten, was zwar amüsant war, aber für mich enttäuschend, weil ich kaum etwas von ihnen hatte. Erst abends, als wir in der Nähe von St. Peter Cappuccini tranken, wurde es gemütlich. Trotzdem fühle ich mich ihnen ferner als in den Briefen; wir müssen wirklich länger beieinander sein, um die alte Freundschaft wieder zu finden.

Am gleichen Abend verließen uns auch die Französinnen. Wir hatten uns in der großen Stadt sehr voneinander entfernt und fast aus den Augen verloren, da die einzelnen Programme (bis auf die Katakomben) fast nie zusammen fielen, nur zu den Mahlzeiten sahen wir uns kurz, entweder, dass ich mich direkt Monique gegenüber setzte oder wenigstens einen Platz wählte, von dem aus ich zu ihr schauen konnte. Beim Abschied habe ich mich noch kurz mit ihr unterhalten können und war etwas ungeschickt mit der Bitte, mir doch ihre Adresse dazulassen. Sie schien darauf gewartet zu haben, denn sie half mir sofort mit der Bitte, ihr doch ein Foto zu schicken, das ich vor der Blauen Grotte von den Mädchen gemacht hatte, und schrieb dann mit weichen runden Buchstaben:

Paris...

Würzburg, Sonnabend, 22. September 1956 | Am Nachmittag waren wir noch am Lido von Rom, eine wahre Erholung nach den vielen Altertümern. Dann ging es auf dem schon vertrauten Weg zurück nach Würzburg mit nur kleinen Aufenthalten in Florenz und München. Trotz der klaren Sonne wirkte alles schon kühl und herbstlich. Nicht das geringste Gefühl von „Zuhause“, dafür eine große Sehnsucht nach „meinem“ Capri. Dagegen helfen nur nette Bekannte: also zu Tony (keine Antwort), zu Jutta (ist im Garten), nochmal rauf (niemand da), wieder zu Tony, die endlich angekommen war. Wir haben uns nur kurz unterhalten und dabei gleich etwas für Montag ausgemacht. Sie schien sich ehrlich zu freuen, mich wieder bei sich zu haben, dennoch war die erste Begegnung wegen ihrer Zurückhaltung enttäuschend. Ich hatte mir so schön ausgemalt, mit offenen Armen empfangen zu werden; doch lässt es ihre strenge Erziehung nicht zu. Aber am nächsten Tag war das Verhältnis wieder das Altgewohnte. In vertrauter Zweisamkeit fuhren wir mit

dem Dampfer nach Veitshöchheim, schauten uns den Hofgarten an, stibitzten in der Umgebung eine Handvoll Pflaumen und kehrten wieder zurück. Diese Ausflüge sind im Grunde immer gleich; manchmal komme ich mir wie ein altes Ehepaar vor, das einander nichts mehr zu sagen hat. Dabei müssten wir uns so viel anvertrauen! Aber ich scheue die Anstrengung, immer wieder diese Mauer zu durchbrechen, um zu persönlichem Kontakt zu gelangen, dass ich es bei harmloser Plauderei bewenden lasse.

Am Dienstag nachmittag kurz bei Jutta, leider mit dem unausstehlichen Peter (dem Mercedes-Fahrer). Trotz ihrer schönen Seele ist mein Wahl-Geschwister manchmal doch etwas schlichten Gemüts und ihre Freundlichkeit zu allen setzt ihren Wert ein wenig herab. Wie anders ist es doch bei Hela, die ich am Mittwoch zufällig auf der Straße traf und die mich gleich zu sich zum Tee einlud. Ich habe einfach ein Faible für die bohèmehafte, großzügige und weltmännisch-gleichgültige Art, in der es immer bei ihr zugeht. Außerdem aber kann man sich ernsthaft mit ihr über die persönlichsten Dinge unterhalten; zum Beispiel über ihren Verlobten, den Corpsstudenten, dem sie in einer Art Kurzschlusshandlung das Jawort gegeben hatte, und der so ganz und gar nicht zu ihr passt. Dies sagte sie mir ganz offen: wie öde es mit ihm ist und dass sie ihm nur wegen seines bevorstehenden Examens keinen Schock versetzen will. Nachher kam er sogar selber und, bevor ich mich verabschiedete, konnte ich noch fühlen, wie fremd sich die beiden sind, auch wenn sie zusammen in Paris waren.

Dienstag, 25. September 1956 morgens | Am Sonntag war ich wieder mit den Eltern im Dallenbergbad, fand dort Kurt und blieb noch länger bei ihm. Er hatte eine Kamera mit Teleobjektiv und schoss nun mit Jagdeifer auf besonders schöne – meist weibliche – Exemplare. Wir saßen an der einen Seite einer kleinen Erdaufhäufung, auf der anderen lagerte ein entzückendes, kaum sechzehnjähriges, aber schon recht frauenhaftes Mädchen mit einem weniger großartigen Jüngling. Sie war wirklich bezaubernd und schien unsere Begeisterung zu fühlen (wir benahmen uns – wenn auch nur in gespielter Weise – ziemlich pöbelhaft), denn beide setzten sich nachher möglichst weit entfernt auf eine Bank. Und noch in der Straßenbahn, in die sie auch zufällig einstiegen, merkte ich, wie das Mädchen mich dauernd verstohlen musterte; sie muss mich für einen ziemlich gefährlichen Casanova gehalten haben.

Am Montag war ich mit Joachim wieder im Bad, rief aber von dort bald mein „Schwesterchen“ an, das auch prompt erschien und mit ihrer wunderschönen Gestalt in rosa-weißem Badeanzug den Nachmittag vergoldete. Auch Mette tauchte noch auf – in einem grässlichen sackartigen Badekostüm. Ihre Erlebnisse aus Bayreuth waren ungeheuer interessant, vor allem über Jutta, doch das will ich erst schildern, wenn ich mein Schwesterchen allein gesprochen habe. Mein Bestreben, jemandem etwas zu entlocken und in egoistischer Weise für meine persönlichen Zwecke zu verwenden, ist ihr gegenüber noch überstrahlt von dem Willen, ihr nach Kräften zu helfen und sie glücklich zu machen.

Am Abend war ich mit Kurt in den Hutten-Sälen, um die Wahlreden des CSU-Kandidaten der nächsten Bürgermeisterwahl – Dr. Zimmerer – anzuhören. Er sprach nicht schlecht und wirkte noch weitaus besser als die Vor- und Nachredner, aber es war erbärmlich, zu fühlen, wie voreingenommen und direkt gemein in ihrer Dumpfheit die Menge Abscheu vor dem Gegner bezeugte und Begeisterung für ihn bezeugte, als er zugab, bis 1945 in der „Partei“ gewesen zu sein, wobei nicht deutlich wurde, ob sie der Tatsache an sich oder seiner Ehrlichkeit galt.

25.9. abends | Eigentlich fast ein verlorener Tag: morgens musste ich für Mutti einkaufen und nachmittags mit den Eltern ins Bad gehen; es schien noch einmal die herrlichste Sonne, und ich überlegte lange, ob ich noch mein Schwesterchen anrufen sollte, ließ es aber dann, um Vati nicht zu verärgern, aus diplomatischen Gründen sein. Abends besuchten wir noch Herrn Verholen, der mir Französisch-Stunden vermitteln will. Er, als ehemaliger US-Gefangener kann ja besser Englisch, kennt aber jemanden, der mich unterrichten könnte. (Capri war doch zu blamabel).

Donnerstag, 27.September 1956 | Nur mit drei Tagen Verspätung hat gestern endgültig der Herbst eingesetzt; ich hatte imVertrauen auf des Sommers schlechtes Gewissen, der uns lange Monate nur Regen gebracht hatte, zum Ausgleich auf einige weitere warme Tage gehofft, um mit Tony eine Paddelfahrt zu verabreden.

Wie es aber so oft geht, musste ich vorher noch den Vormittag mit Jutta verbringen, in der selbstquälerischen Sucht, mir aus dem Vergleich zwischen beiden Schmerz zu verursachen. Das Bad war noch zu, und so fuhren wir auf die Naturheil-Insel, die völlig einsam und geradezu für ein Liebespaar geschaffen schien. Dazu lächelte der Wärter noch vielsagend, als er nachträglich auf unsere kleine Lichtung kam und seine 20 Pfennig forderte. Ich war auch nahe daran, das im Grunde doch verlogene Geschwisterverhältnis zu einer richtigen Liebe oder Freundschaft umzuwandeln, wenn sich Jutta nicht so sehr an ältere Jungen angeschlossen hätte. Ich bin auch viel zu egoistisch, Tony für Jutta aufzugeben, und behalte viel lieber das eigentlich unhaltbare Doppelverhältnis bei und lasse Jutta ihr Herz ausschütten. Sie hat also in Bayreuth wieder einen neuen Heiratslustigen aufgegabelt, der ihrem alten Bassisten ernsthaft Konkurrenz zu bieten scheint. Es ist sonderbar: fast alle anderen Mädchen (bis auf Hela) haben an einem gleichaltrigen Freund bis jetzt genug, sie aber gerät immer an schon ehefertige Männer. Vielleicht ist da doch die Angst, sitzenzubleiben, mit im Spiele, wenn sie auch immer behauptet, nichts läge ihr ferner als Heirat.

Sie ist ja auch noch so kindlich und rührend, wenn sie mich fragt, was sie denn machen solle, wenn der andere Weihnachten wieder kommt, und inzwischen nun beide ihr eifrig Briefe schreiben.

Freitag, 28. September 1956 | Der gestrige König Lear-Abend war fast eine Enttäuschung: nicht, dass die Vorstellung abgeflaut wäre; nein, sie war sogar sicherer und geschlossener als das erste Mal, und die Stimme von Carl Bernhard in gleicher Weise gepflegt und kultiviert. Außerdem hatte ich auch einen vorzüglichen Platz in der Mitte der vierten Reihe, noch dazu neben Tony – aber ich hatte gleich zu Anfang einen Stich der Eifersucht empfangen, als ich ausgerechnet auf der Treppe einem alten Hausfreund der Familie begegnen musste, der Tony (vor mir!) mit familiärem „Du“ begrüßte und mit gleicher Unbefangenheit von ihr behandelt wurde. Sofort tauchten alte Erinnerungen auf: ein ähnlich nasskalter Abend unter der Löwenbrücke, wo wir zum ersten Mal über unsere Freundschaft gesprochen hatten. Ich bat sie, mir zu sagen, wenn sie einen anderen Menschen lieber habe oder an ihn gebunden sei, und sie antwortete so ausweichend wie möglich. Sollte damals ein Heiratsantrag gerade von diesem Hausfreund erfolgt sein? Dann aber konnte

ich mich doch an ihrer entzückenden Gestalt in dem wunderhübschen Kleid vom Mozartfest herzlich freuen und stolz auf sie sein.

Samstag, 06. Oktober 1956 | Es gibt Tage, an denen mir dieses Tagebuch direkt Abscheu verursacht. Lustlos schleppe ich es herum oder verstaue es irgendwo und lasse mich durch den geringsten Anlass davon abhalten, auch nur eine Kleinigkeit zu notieren. Ich fühle, dass dieses Buch weniger von mir als Gesamtperson als vielmehr nur von meinem Verhältnis zu Tony erzählt. S i e war der Anlass, es zu beginnen, die Tage mit ihr (oder gegen sie) sind haarklein wiedergegeben, das andere in großen Schwüngen abgetan. Aber ich will doch wenigstens erwähnen, dass ich wieder mit der Reitstunde angefangen habe – sie macht mir wirklich viel Freude, obwohl ich nicht sicher bin, dass das Schütteln und Rütteln meinem Herzen wohl tut.

Obwohl Tony nicht dabei ist, habe ich mich sehr gefreut. Ich bin mit einer netten angehenden Krankenschwester einmal in der Bahn gewesen und einmal auf nassen Wegen ausgeritten und fast aus Versehen (man kann auch sagen: die Pferde sind durchgegangen) sehr schön galoppiert. Da bald die neue Halle fertig ist, freue ich mich schon, auch bei Schnee und eisiger Kälte nicht aufhören zu müssen. Außerdem habe ich noch – zweimal in der Woche – Französisch bei der Mutter unseres Lektors – Madame Lefranc –, einer netten einfachen alten Dame, mir der sich herrlich plaudern und wohl auch lernen lässt, wenn ich nicht doch ein wenig bequem wäre und alles an mich herantragen ließe. Das Wichtigste aber ist und bleibt doch Tony. Wir haben uns inzwischen nur einmal getroffen und einen Spaziergang über das Käppele zur Frankenwarte gemacht.

Sie war trotz ihres Schnupfens lieb und vertraulich, aber lange nicht mehr so innig wie bei der Paddelfahrt; sie glaubte wohl, sich dort etwas vergeben zu haben, und versuchte, diesen Eindruck nachträglich zu verwischen. Ich bin sehr gespannt auf heute abend: mit Ulli und Joachim wollen wir uns ein Barock-Konzert auf der Festung anhören.

Sonntag, 7. Oktober 1956 | Dieses Büchlein erzählt nicht die Geschichte eines Lebens, es wird immer wieder zum Erlebnis zweier Liebender. Ich habe das nie so stark empfunden wie gestern abend. Schon vom ersten Augenblick

an war die Bühne für die märchenhafteste Stimmung gegeben: der langsame, weihevolle Aufgang zur Festung; Tony in einem langen, karierten Wollmantel mit grob gesticktem Besatz, die herrlich erleuchteten Räume des Museums, besonders der einmalig schöne Riemenschneidersaal sowie die Echter-Bastei mit den ehrwürdigen Grab-Figuren und dazu dann diese wunderbar feierliche und von frommem Jubel durchglühte strenge und erhabene Barockmusik.

In der Pause schritten wir noch durch die hell erleuchteten Säle und weiter zu den Steinzeit-Ausgrabungen; sie sind 4000 Jahre alt, und wir 18,welch ungeheure Distanz! Nachher machten wir noch einen kleinen Rundgang um die erleuchtete Festung und schauten vom Wall herunter auf die glitzernde Stadt, jedes Paar für sich und doch im Wissen, das Gleiche zu empfinden. Unten an der Brücke trennten sie sich von uns, und wir gingen noch am Ufer entlang eng untergefasst in stiller Vertrautheit.

Vieles an ihr hatte mich früher gewundert, ja geärgert und gestört: ihre Sprödigkeit, ihre Furcht, mit mir aufzufallen und das Gerede der Leute auf sich zu ziehen. Doch im Grunde war es gerade ihre Scheu, die sie mir so wertvoll machte, und jetzt, da ich ihrer Zuneigung gewiss bin, freue ich mich darüber, dass sie gerade mich gewählt hat. Fast mit Kummer fühle ich, dass wir beide kurz vor dem für uns letzten Ziel stehen und fast unbewusst bestrebt sind, es immer noch ein wenig hinauszuschieben. Denn nach einer innigen Umarmung ist eine Steigerung für uns unmöglich, es bleibt nur die schnelle, schmerzhafte Trennung.

Zunächst aber freue ich mich auf ein paar gemeinsame Tage in Heidelberg!

Donnerstag, 18. Oktober 1956 | Vorigen Montag begann ich, Muttis Zimmer in Bonbonfarben zu streichen; erst hellbeige, dann immer dunkler bis zu einem malvenfarbenen rosa Ton. Marcel Proust hätte es bestimmt gefallen.

Am Dienstag war ich kurz bei Tony; die Fahrt nach Heidelberg erfährt eine starke Einschränkung: Sie fährt erst mit ihrer Schwester ins Rheinland, so dass wir nur den letzten Tag würden zusammen sein können, aber vielleicht kann ich vorher noch Inge Kromphardt besuchen, die ich noch von Göttingen kenne, wo unsere Väter Kollegen waren.

Donnerstag besuchte ich seit langer Zeit wieder einmal Hela. Wir waren zusammen in der „Tätowierten Rose“ mit Anna Magnani. Nachher machten wir es uns „bequem“, sie quer über den Sessel gegossen, ich der Länge nach auf dem Teppich hingestreckt, dazu Rauchwölkchen und eine Toccata von Bach. Man kann nirgends so ungezwungen dahin fließen, nie Körper und Seele so ruhen lassen wie bei ihr. Wir sind doch recht ähnlich: Beide genießen wir als höchstes Glück diese verträumte, romantisch-wehmütige Stimmung. Die halb-bohèmehafte Einstellung übt immer wieder ihren Reiz auf mich aus, und ich bemühe mich vergeblich, Tony wenigstens teilweise zu dieser Haltung hinüberzuziehen.

Am Freitag waren wir – gewissermaßen als Fortsetzung des Festungskonzerts – in der Burggaststätte und haben uns sehr vertraulich unterhalten, um zuletzt wieder bei unserer Freundschaft hängenzubleiben. Wir arm doch die Sprache ist! Was alles heißt schon „Freund“? Tony meinte: „Es klingt doch blöd, wenn ich sagen würde, du bist mein Freund!“. Und doch wollte sie in ihrer umschreibenden Art genau das sagen, und ich fühlte eine ungewohnte Freude, weil sie sich so selten etwas Persönliches entschlüpfen lässt und wohl nie ihr ganzes Herz ausschütten will.

Auf dem Heimweg kamen wir auf unser beiderseitiges Tagebuch zu sprechen, das jeder sehr gerne vom anderen lesen möchte, was auch nicht ganz ausgeschlossen ist, wenigstens wenn wir uns weiter näher kommen.

Montag war ich kurz bei René wegen einer leeren Postkarte aus Rom, auf die eine mitleidige Seele (weil ich den Text vergessen hatte) „Ricordo di Roma“ geschrieben hatte.

Anschließend waren wir bei Schaltenbrands, wo wir uns über Berufspläne unterhielten. Die Atmosphäre dort ist recht anregend, großbürgerlich und auch etwas arrogant wie bei Hela. Nach der langen Gewöhnung an etwas banale Unterhaltung in den letzten Wochen war dies eine direkte Erholung.

Ich füllte dann meinen ersten Studienplan aus mit Vorlesungen über Bürgerliches und Strafrecht, Einführung in die Rechtswissenschaft, Allgemeine Staatslehre, Völkerrecht, zu denen sich am nächsten Morgen noch Philosophie bei dem Nicolai-Hartmann-Schüler Wagner hinzugesellte. Vielleicht will ich auch noch etwas Psychologie und moderne Sprachen besuchen. Allmählich beginnt mir mein willkürlich (durch Abziehen aller anderen Wissensgebiete) gewählter Beruf immer mehr vertraut zu werden, obwohl meine Liebe weiter-

hin der Literatur gelten wird. Aber wie sagte mir der Germanist Prof. Jänisch: „Man sollte die Frau, die man liebt, nie heiraten!“

Wie schön, dass ich da gestern abend mit von Angerers nach Schweinfurt fahren konnte, um Will Quadflieg als „Tasso“ zu bewundern. Er ist einzigartig mit seiner gepflegten, flüssigen Sprechweise und den ausgewählten, fast tänzerischen Bewegungen, wogegen die anderen, sogar Maria Becker, stark abfielen.

Freitag, 26. Oktober 1956 | Tony war fast etwas bestürzt, dass ich sie schon vorigen Samstag wieder zum Spazierengehen auffordern wollte. Viele Schularbeiten drohten, und sie hatte noch kaum geübt! Deshalb schlug ich vor, sie erst um fünf abzuholen, natürlich mit dem leisen Hintergedanken an die bald hereinbrechende Dämmerung. Wir liefen den Weg am Main zur Eisenbahnbrücke entlang, nur von einzelnen Radfahrerblenden aufgescheucht, und setzten uns dann an die Uferböschung und schauten auf das glitzernde Wasser. Schon einmal in Sommer 55 waren wir dort gelegen; sie hatte ihren Schirm dabei, den ich als Deckung nutzen wollte; dabei ging an der Seite ihr Rock auf, und man konnte das zartblaue Unterzeug sehen.

Diesmal lehnten wir sacht aneinander; sie duldete, dass ich ihren Hals streichelte und mit den Fingern durch ihre wundervollen aufgelösten Haare fuhr. Sie forderte auch nicht, wie sonst fast immer, gleich wieder zum Aufbruch auf, sondern blieb eine ganze Weile sitzen, so still vertrauend und freundschaftlich, dass ich geradezu entzückt war. Immer habe ich mich nach dieser Sicherheit bei ihr gesehnt. Wie oft habe ich bei Spaziergängen fühlen müssen, dass sie sich genierte, zum Weitergehen mahnte, besorgt auf die Uhr schaute und eigentlich immer voller nagender Unruhe war. Heute gingen wir ganz langsam zurück und unterhielten uns über unsere Freundschaft. Sie hatte nie geglaubt, „dass es solange dauern könnte“. „Na ja, er kommt halt, und wir gehen zusammen ins Kino, vielleicht auch tanzen, und damit hat sich's“. Das einzige, was sie stutzig gemacht hatte, war die Tatsache, dass ich gleich das Faschings-Du beibehielt. Auf meine Frage allerdings, warum sie es solange bei mir ausgehalten habe, erhielt ich keine Antwort. Tony hört gerne dem verrücktesten Zeug zu, in das ich meine Liebesworte einhülle, aber sie ist nur selten zu einer offenen Erwiderung zu bewegen. Sie scheut alles, was uns irgendwie in den Verdacht eines „Liebespaares“ bringen könnte; dieses Wort

scheint für sie den Inbegriff des Gewöhnlichen zu umfassen. Dies Zartgefühl und ihr guter Geschmack hat sehr viel zu unserer Verbindung beigetragen. Als ich Anspielungen auf mein Zärtlichkeitsbedürfnis machte und ein gleiches auch bei ihr (wohl zu Recht) vermutete, lehnte sie schnell ab, voller Sorge, ich könnte zu große Hoffnungen daran knüpfen. Als ich sagte, wir müssten noch mehr Vertrauen zueinander haben und noch inniger zusammen sein, meinte sie noch vorm Abschied: „Aber wir können doch nicht mehr!" Dennoch durfte ich mich schon für nächsten Dienstag mit ihr verabreden.

Samstag, 27.Oktober 1956 | Am Dienstag also sah ich Tony wieder. Kurz vor Dunkelwerden – es war gerade halb sechs – setzten wir mit der Fähre über und gingen das Steinbachtal hinauf zu den Drei Pappeln. Nachher im Wald fürchtete sich Tony ein wenig vor der dunklen Einsamkeit und – wie sie zugab – vielleicht auch ein wenig vor mir. Immer wieder dachte sie, wir würden uns verlaufen und nie nach Heidingsfeld finden, dessen Lichter doch direkt unter uns verstreut lagen. Wir hatten uns eng untergefasst und sprachen kaum. Kurz vor dem ersten Häusern stahlen wir noch ein paar Äpfel und aßen sie im Stehen, und beim Weitergehen fühlte ich – wie schon mehrere Male – dass Tony kurz (fast möchte ich sagen: erwartungsvoll) zögerte, langsam, beinahe entsagend weiterging und wieder verhielt, bis wir im hellen Licht der Straßenlaternen standen. Da gab sie es scheinbar auf, löste aber ihren Arm nicht aus dem meinigen, auch als einige Fabrikjungen mit ihrem Kommentar nicht zurückhielten; erst auf der Eisenbahnbrücke schritten wir eine Weile getrennt nebeneinander her, hakten uns aber gleich am andern Ufer wieder unter. Der Weg war nun derselbe wie damals nach dem Abend bei Joachim, auch da hatte Tony ein wenig Furcht vor der Unheimlichkeit der verhangenen Nacht, auch damals bewunderten wir die Schönheit des dunklen Ufers. Während damals aber i c h nach einer Sitzgelegenheit suchte und sie, als alles schon ziemlich aussichtslos war, in eine Nische drängte, war nun s i e es, die das Fehlen einer Bank mehrmals beklagte und schließlich mit einer steilen Treppe vorlieb nahm, die direkt ins Wasser führte. Da saßen wir nun auf einem winzigen Stückchen Schal und schauten aneinander gedrängt auf die wie lackierte Oberfläche, auf der einige Lichter spielten; und diesmal zuckte sie nicht zurück, vergrub auch nicht ihr Köpfchen tief in den Händen, als ich meine Schläfe ihrer Wange näherte und mich sanft an sie schmiegte. Mein rechter Arm schlang sich um ihre Schulter und mit der Hand strich ich